

Prolog

Im Anfang war das Wort. Ich trug es lange als Frage in meinem Kopf herum. Die Ungewissheit ihrer Antwort umgab mich wie ein schwerer Ledermantel. Zweifel durchbohrten mich in meinen schlaflosen Nächten. Doch an diesem Abend erhob sich Erkenntnis über diesen Nebel. Ich wusste nun endlich, welche Antwort ich geben würde: Ein vollkommenes Ja würde die Zweifel um ihren innersten Kern auflösen. Ein anderer hätte sowohl die Frage selbst als auch mein langes Hadern als lächerlich abgetan, doch ich, der ich in einer existenziellen Krise steckte, empfand sie als todernsten Schritt in eine Phase der Veränderung.

Die Frage lautete folgendermaßen:

„Gestehen Sie sich ein, ob sie sterben müssten, wenn es ihnen versagt würde zu schreiben. Und vor allem dies- Fragen Sie sich in der tiefsten Stunde Ihrer Nacht: Muss ich schreiben?“

Rilke hatte sich mit demselben Problem herumgeplagt, und weil er es bejaht hatte, lesen wir noch heute seine Werke, Bilder einer großen Seele, die auf dem Papier ewig weiterlebt. Und er hatte Ja gesagt, damit er der Welt nicht vorenthielt, was in ihm verborgen war.

Ich nahm meinen Laptop zur Hand und rieb erwartungsvoll die Hände, als das System startete. Ich sammelte das Verlangen konzentriert an einem Punkt und spürte, wie die Bergbahn meiner Emotionen den Gipfel des Hochgefühls erreichte, als ich begann. Unter der rot leuchtenden Morgensonne des neuen Tages geschah in meiner Einzimmerwohnung, direkt über der meiner Mutter, ein Schöpfungsakt. Meine Seele floss ganz in jeden einzelnen Buchstaben, um neu darin weiterzuleben und zum ersten Mal richtig aufzugehen in dem, was sie tat. Ihr bisheriges Dahinvegetieren endete, weil bei jeder Berührung mit der Tastatur ein neues Leben entstand; wie die Rose von Jericho beim Kontakt mit Wasser erhob sich aus einer abgeschlossenen Vergangenheit eine bessere Version meines Selbst und begann mit dem unbedingten Ja endlich richtig zu leben.

1. Die Geschichte

Sie zählte acht Jahre, als das Feuer sie verschlang. Es hatte harmlos angefangen: Sie und ihr Bruder hatten im Hof des Palastes ein Lagerfeuer gemacht, Süßigkeiten flambiert und gegessen, weil sie wissen wollten, wie es schmeckte. Heiß, geschmolzen und ein wenig rauchig.

„Es geht aus“, hatte sie zu ihm gesagt und mit einem Stöckchen in der Glut herumgestochert.

„Warte.“ Er hatte Zweige geholt und das Feuer entfacht. Dann, als würden angebrannte Süßigkeiten bewusstseinsweiternd wirken, hatte er eine Idee: Er lief bis zur Mauer, die den Hof umrahmte, und stürzte auf das Feuer zu.

„Was machst du denn?“, schrie sie.

„Ich fliege drüber!“ Und er flog und landete sicher mit angesengten Fußsohlen auf der anderen Seite.

„Jetzt du!“ Er winkte ihr vergnügt zu.

„Du spinnst!“

„Hast du etwa Angst, du kleines Mädchen?“

„Ich bin nicht klein!“ Um es ihm zu beweisen, machte sie es ihm nach. Doch in dem Moment, als sie abspringen sollte, stolperte sie über einen Zweig und fiel mitten in die loderende Masse. Ein entsetzter Schrei ihres Bruders ging in ihrem eigenen Schrei unter. Höllische Schmerzen rissen an ihr und stachen in die inneren Organe. Blitze aus flammendem Gelb brannten sich in ihre Augen und ihre Seele, bevor ihr Bruder sie an den Beinen ergriff und herauszog. Zwei Wochen später starb er an Malaria. Ihr Vater, der Sultan des Wüstenstaates Kalouziya, packte sie seither in Watte. Immer stand ein Diener an ihrer Seite, um auf sie aufzupassen, und wenn sie ausging, hatte sie sich in einen Schleier zu hüllen. Ihre Gesichtshaut bestand aus hässlichen Narben, und lange Zeit war überhaupt nicht klar gewesen, ob sie überleben würde. Als sie das Größte überstanden hatte, erkannte sie, dass sie das eigentliche Größte erst vor sich hatte: die fragenden Blicke der Leute, denen sie erzählen musste, dass der Schleier ihre empfindliche Haut vor Sonnenbrand schütze. Das Gackern der vier älteren Schwestern, wenn sie einander die Wahrheit erzählten. Und die Trauer der Eltern über ihre verlorene Zukunft und den verlorenen Sohn, der einmal das Reich hätte erben sollen.

Ozra verbrachte neun Jahre in dieser Watte und machte das Beste daraus. Auf den Hochzeiten ihrer Schwestern, die in fremde Länder verheiratet wurden, schmuggelte sie Torte unter ihrem Schleier nach Hause. Sie war ein Wildfang, wälzte sich im Gras, jagte wilde Affen und sang mit den Vögeln.

Als sie sechzehn und heiratsfähig wurde, unternahm der Sultan nichts. Er dachte, es könnte nicht schaden, ihr noch ein Jahr Zeit zu geben, um erwachsen zu werden. Währenddessen erzählte er der Welt von ihrer Schönheit, dass sie unter ihrem Schleier elfenbeinerne Haut und die Figur einer Gazelle habe. Bald kursierten Zeichnungen von ihr unter den Söhnen anderer Herrscher, und sie sehnten sich danach, der Braut endlich ihre Aufwartung zu machen. Traditionell geschah dies an einem Feiertag, an dem sich alle der Reihe nach dem Sultan und der Prinzessin vorstellten, mit Geld und Gefolge. Sobald der Sultan sich für einen entschieden hatte, führte der Großwesir die Eheschließung durch, der ein rauschendes Fest und besagte Nacht folgten.

Ozras Mutter und die anderen Haremsdamen bereiteten diesen „Bewerbungstag“ monatelang vor.

„Was soll nur aus ihr werden?“, klagten sie, „nicht mal mit dem gesamten Reich als Mitgift käme sie unter die Haube!“

„Sagen wir doch einfach die Wahrheit! In der Hochzeitsnacht erfährt es der Bräutigam sowieso.“

„Habt ihr mal über eine Verbannung nachgedacht?“ Die beiden anderen lehnten den Vorschlag erschrocken ab.

„Das können wir dem armen Ding nicht zumuten! Nicht nach dem, was sie ertragen hat!“, verteidigte sich ihre Mutter.

„Wie stellst du dir das eigentlich vor?“

„Wir klagen sie der Unzucht an und stellen sie vor Gericht. Ich habe eine gute

Beziehung zum Großwesir.“ Der Vorschlag wurde abgelehnt und ein neuer aufgeboten:

„Am Bewerbungstag trägt sie den Schleier. Wenn einer ihn lüften will, können wir immer noch klagen. Und wenn der Bräutigam es herausfindet, sind ihm rechtlich die Hände gebunden.“ So brodelte die Gerüchteküche die ganze Nacht weiter.

Am Bewerbungstag war der Palast feierlich geschmückt. Der Marmor leuchtete so blitzsauber, dass man davon essen konnte. Wachen standen als Wegweiser für die Bewerber an der Stadtmauer.

Ozra verbrachte Stunden im Harem, bzw. mit ihrer Mutter und den beiden Stiefmüttern, denn ihr Vater war berühmt für seine Liebe und Treue, die er allen Frauen gönnte, obwohl er nur drei hatte. Diese schminkten die Prinzessin und machten ihr die Haare.

„Ist das wirklich nötig, wenn mich niemand sieht?“

„Sie werden dich sehen, Liebling. In der Hochzeitsnacht.“

„Reich mir mal bitte das Puder.“ Wie viel Schminke sie auch verwendeten, die Unregelmäßigkeiten ihrer Haut schimmerten immer durch.

„Gebt euch keine Mühe, ich weiß, wie ich aussehe“, seufzte Ozra.

„Du bist erst dann hässlich, wenn du dich so fühlst“, sagte ihre Mutter, als sie die Prinzessin in den Thronsaal schickten.

Der erste Bewerber erschien mit einer Tanztruppe, die seine Ankunft mit einem zirkusähnlichen Spektakel anzeigte. Seine Elefanten parkten vor dem Palast alles zu und fraßen den dortigen Händlern die Haare vom Kopf. Er war unverkennbar reich. Deshalb überreichte er den Brautpreis, den er bot, in Form von Edelsteinen. Freudentränen stiegen in Ozras Augen, als er sich ihr mit einem roten Amulett zuwandte:

„Schöne Prinzessin, es wäre mir eine Ehre, euch diesen Rubin zu überreichen, wenn ihr den Schleier lüftet.“ Sie blinzelte die Tränen weg und flüsterte:

„Das geht nicht.“

„Nennt mir einen Grund.“

„Sie hat sehr empfindliche Haut“, sagte der Sultan.

„Lächerlich. Hier drinnen scheint keine Sonne. Nehmt den unmodischen Fetzen ab, und ich hülle euch in perlmuttbesetzte Seide.“ Er machte sich an ihrem Kopftuch zu schaffen. Ozra verteidigte sich, doch er wurde immer ungestümer:

„Nicht so schüchtern! Würdet ihr etwa eine Katze im Sack kaufen?“ Ozra versuchte, wegzulaufen, Wachen eilten herbei, aber der Prinz hielt den Stoff fest in der Hand, sodass der Schleier riss und sie in Unterwäsche dastand. Der Prinz hielt verstört die Luft an. Sekundenlang sagte niemand ein Wort. Dann wandte er sich an den Sultan: „Lügner! Ihr habt versucht, mich übers Ohr zu hauen! Mein Vater wird euch den Krieg erklären!“ Ozra suchte die Reste ihres Schleiers zusammen und versteckte sich hinter dem Thron.

„Nur keine Aufregung!“, gebot der Sultan, „ja, sie hatte als Kind einen Unfall mit dem Feuer, aber darunter steckt eine einzigartige Persönlichkeit, die ihre wahre Schönheit ausmacht.“

„Diese Mogelpackung werde ich nicht hinnehmen. Die Hochzeit ist geplatzt!“ Er stapfte erregt aus dem Palast. Vor den Toren warteten schon die nächsten

Bewerber, denen er alles erzählte. Empört ritten sie wieder nach Hause, und sofern sie auf dem Weg einem weiteren Bewerber begegneten, erfuhr auch dieser, dass der Sultan ein Betrüger und die Prinzessin so hässlich wie ein räudiger Kojote sei. Ozra rannte weinend in ihre Kammer und verriegelte die Tür. Er hatte sie eine Mogelpackung genannt und ihren Vater einen Lügner! Dieser hochnäsige Gimpel! Ihre Mutter klopfte an:

„Willst du reden?“

„Geh weg!“

„Komm wieder da raus. Es gibt immer noch die Möglichkeit, dass einer dich so nimmt, wie du bist. Such dir einen neuen Schleier und setz dich zurück auf deinen Platz im Thronsaal.“ Doch es kam kein neuer Bewerber. Die Geschichten von tapferen Prinzen, die zarte Prinzessinnen vor gruseligen Ungeheuern retteten, waren so erfunden wie ihre Schönheit unter dem Schleier. Ein Windstoß drang durch die offenen Fenster ihres Balkons. Sie trat in den Sonnenuntergang heraus und erblickte den gepflegten Palastgarten, der sie unverblümt auf ihr Schicksal hinwies: meine Schönheit wird überdauern, deine nicht, denn es hat sie nie gegeben! Sie war schon vor neun Jahren gestorben, und nicht erst heute mit ihrem beschämenden gesellschaftlichen Tod. Es fehlte ihm lediglich die Vollendung. Sie stieg auf das Geländer, um in die ewige Vergessenheit zu springen, als sie unter sich einen Fremden mit ihrem Vater sprechen hörte:

„Tut mir Leid, wir empfangen heute keine Bewerber mehr“, wimmelte der Sultan ihn ab.

„Bitte hört mich an. Ich komme aus dem Reich des goldenen Lotus inmitten der großen Wüste, fünf strapaziöse Tagesreisen entfernt. Wollt ihr mich etwa einfach so heimschicken, ohne dass ich der Prinzessin meine Aufwartung machen konnte? Ich gebe zu, ich habe nicht viel zu bieten, weder Tanz noch Edelsteine, und nur 120 Kamele. Aber ich bestehe darauf, sie zu sehen!“

„Habt ihr die Nachricht der anderen Bewerber nicht gehört?“

„Doch. Mir sind eben zwei junge Männer untergekommen, die Gerüchte über euch und die Prinzessin verbreiteten. Wahrscheinlich beneideten sie mich um einen möglichen Erfolg und wollten ihn mir vermiesen. Selbst wenn es stimmt, was ich nicht vermute, würde mein Interesse nicht darunter leiden. Glaubt mir, ich habe schon Hässlicheres gesehen.“

Vollverschleiert betrat Ozra den Thronsaal, wo ein hagerer Mann auf sie wartete. Er trug schmutzige schwarze Kleider und einen roten Turban, die traditionelle Tracht der Nomaden. Darunter ragten lange dunkle Haare hervor. Seine schräg stehenden Augen verhießen etwas Mysteriöses.

„Verzeiht meine Aufmachung, Prinzessin, aber auf einer langen Reise wie meiner muss man vorsichtig sein. Ich habe mich als Beduine mit leichtem Gepäck verkleidet, damit ich nicht überfallen werde.“

„Sehr klug“, kommentierte Ozra.

„Und nun nehmt euren Schleier ab. Kleider machen keine Leute.“

„Sie sind aber ein guter Anfang.“ Zögernd griff sie nach dem Stoff vor ihrem Gesicht. Der Sultan nickte ihr aufmunternd zu:

„Wenn der Unfall eingetreten ist, muss man sich nicht mehr schützen.“ Und zum ersten Mal seit neun Jahren durfte ein Fremder ihr Gesicht sehen. Er zeigte keine Reaktion. Er sah sie einfach an und schluckte.

„Dann ist es also wahr.“ Er ging um sie herum, als begutachte er einen Sklaven, den er vorhatte zu kaufen. Es entging ihm, dass sie den ganzen Tag geweint hatte, weil ihre Augenlider jahrelang nicht mehr als aufgequollene Deckel gewesen waren.

„Euren Unfall bedauere ich sehr. Aber ich bin nicht gekommen, um gleich wieder zu verschwinden.“ Er kramte einen Smaragdring hervor und überreichte ihn ihr.

„Wollt ihr meine Frau werden?“

„Ja, das will ich!“ Freudig informierte der Sultan seine Frauen und Diener, damit sie die Feier ausrichteten. Der Fremde, der Xian hieß, wich dabei nicht von ihrer Seite:

„Habt ihr Geschwister?“

„Vier verheiratete Schwestern.“

„Keinen Bruder?“

„Der ist als Kind gestorben.“

„Mein Beileid. Also gibt es keinen Thronfolger?“

„Bisher hat kein Berechtigter Anspruch erhoben. Der Großwesir hat es mal in Erwägung gezogen, aber der ist zu alt.“

„Und wie ist das, mit vier Schwestern aufzuwachsen?“ Ozra lachte:

„Ein reiner Zickenkrieg!“

„Das verstehe ich. Ich habe selbst zwei Schwestern. Und zwei Brüder. Meine Schwestern haben immer so getan, als seien sie Jungs, und sich in die Männergemäcker geschlichen. Dort haben sie sich versteckt und uns erschreckt.“

„Meine älteste Schwester hat nachts den schlafenden Wachen Schnurrbärte mit Henna gemalt.“ Sie erzählten sich viele weitere lustige Geschichten, bis der Großwesir zur Zeremonie rief. Danach stürzten sie sich ohne Rücksicht auf ihre neu angelegten feinen Kleider auf das Büffet.

„Ich hab von solchen Feiern früher immer Kuchen geschmuggelt“, beichtete Ozra mit vollem Mund.

„Ich auch. Ich hatte es dabei besonders auf die gebratenen Tauben abgesehen. Willst du wissen, wie viele von ihnen in mein Gewand passten?“

„Drei?“

„Dreizehn!“

„Nein!“

„Doch!“ Nie hatte Ozra eine derart schöne Feier erlebt, ohne Rücksicht darauf, dass es ihre eigene war. Hatte sie, das hässliche Entlein, endlich ihren Märchenprinzen gefunden?

Der Einbruch der Dunkelheit änderte alles. Das Paar begab sich in Ozras Gemach zur Hochzeitsnacht. Sie war aufgeregter, als sie jemals in ihrem Leben gewesen war, während Xian merkwürdig ruhig schien. Sie hatte in den letzten 17 Jahren oft überlegt, wie romantisch diese Nacht werden würde, und hatte in ihren Tagträumen die schönste Musik dazu imaginiert. Nun spielte keine Musik, selbst die Vögel im Garten schwiegen. Xian schloss die Tür hinter ihnen ab und sagte trocken:

„Zieh dich aus.“ Sie gehorchte und schämte sich mit jeder fallenden Hülle mehr für

ihren Körper. Aber das machte ihm doch nichts aus, oder?

Er selbst machte nur den Oberkörper frei und legte sich dann auf sie. Seine Hände schlossen sich um ihren Hals.

„Glückwunsch zum letzten Tag deines Lebens, Weib“, flüsterte er und drückte zu.

„Ich bin sicher, dass das so nicht gemacht wird“, wollte sie rufen, aber sie bekam keine Luft mehr. Das konnte ja nicht wahr sein! Wollte er sie erwürgen? Sie

verleugnete die Realität solange, bis ihr Sauerstoffvorrat dem Ende zuing.

Jetzt kam die Todesangst, die Ozra eigentlich schon seit ihrem Kennenlernen diffus vor dem Prinzen gewarnt hatte. Irgendwas Unheimliches hatte er an sich gehabt, sie wusste nicht was, als wäre er bei einem Friedhof aufgewachsen, da werden Leute manchmal so, dachte sie. Jetzt dachte sie nicht mehr, sondern fühlte nur noch, wie sie Ohnmacht und Starre überkamen. In ihren Augen spiegelte sich die Frage nach dem Warum wider, in seinen nur Entschlossenheit, ein Ziel zu erreichen. Und sein Ziel war das Ende ihrer Ziele. Angestrengt stieß er hervor:

„Da Tote nicht petzen, werde ich dir sagen warum. Ich wollte nie dich, sondern dein Erbe. Dein Bruder ist tot und dein Vater wird nicht ewig herrschen, aber ich schon, weil dein Reich das erste von hundert sein wird!“

Glaube ich nicht, durchfuhr es Ozra und sie schlug ihn ins Gesicht. Davon war er so überrumpelt, dass er für eine Sekunde den Griff lockerte. Sie rollte sich unter ihm vom Bett. Er sprang hinterher und rang mit ihr. Gemeinsam gelangten sie so zum Balkon, wo er Ozra gegen das Geländer presste und wieder ihren Hals umschlang.

„Stirb! So unbedeutend, wie du gelebt hast!“ Seine Hände schwitzten Wut heraus.

Sie sah keinen Ausweg mehr und trat ihm zwischen die Beine. Fluchend vor Schmerz ließ er sie los und sie fiel vom Balkon. Wenn sie schon sterben musste, dann nicht durch ihn. Und als Xian nichts mehr von ihr hörte, ging er, ohne es zu überprüfen, davon aus, dass sie in ihren Tod gestürzt war.

Sie erwachte vom Schrei einer Matrone:

„Lissy, bring bitte den Wäschekorb mit!“

„Ich heiße Lis“, brummte ein Junge im Stimmbruch. Ozra schlug die Augen auf und blickte in das unsympathisch dreinblickende Gesicht eines Teenagers, der wohl seit Sonnenaufgang schwer arbeitete.

„Soll ich dich auch zum Fluss bringen oder wie?“, fragte er verwirrt. Er gehörte zum Palastpersonal, jedoch erst seit vorgestern, daher kannte er Ozra nicht. „Wer bist du?“

Sie richtete sich auf und stellte fest, dass sie in einem großen Korb voller Schmutzwäsche lag.

„Ich bin die Prinzessin.“ Kaum hatte sie das gesagt, bekam sie Kopfschmerzen.

Lis lachte auf: „Ja klar! Und ich bin der Sultan. Jetzt geh aus dem Korb und an die Arbeit, sonst kriegst du Probleme mit Varga.“ Varga, die Chefin der Waschfrauen, hieß die Matrone, die ihn vorhin gerufen hatte. Trotz ihres Schwindels richtete sie sich auf und stieg aus dem Korb. Da rutschte das Leintuch, das ihren Körper bedeckte, von ihrem Körper. Sie raffte es an sich und wickelte sich darin ein. Der Junge hob den Korb an und trug ihn zu Varga an den Fluss.

So nachlässig gekleidet, barfuß und ganz ohne ihren Goldschmuck sah sie aus wie

eine Bedienstete. Egal. Sie musste jemanden finden, der sie kannte. Die Wachen kannten sie nur mit Schleier und würden sie nicht zum Sultan lassen. Daher folgte sie dem Jungen. Er verließ unbemerkt mit dem Korb das Palastgelände. Wer weiß, wie viele Sklaven auf diese Weise schon geflohen waren, indem sie sich im Korb versteckt hatten!

Die Stadt hatte sich verändert, seit Ozra das letzte Mal den Palast verlassen hatte. Genau genommen war das vorgestern, doch heute schwebte irgendeine neue Atmosphäre durch die Luft. Sie konnte nicht sagen, was sich verändert hatte, aber sie spürte, dass es so sein musste.

Auf halbem Weg drehte sich der Junge um.

„Läufst du mir etwa hinterher?“

„Ich will zu Varga.“ Wortlos führte er sie weiter. Wahrscheinlich dachte er, dass sie verrückt sei. Dagegen konnte sie auch nichts machen. Als Varga den Korb in Empfang nahm, erstarrte sie bei Ozras Anblick.

„Prinzessin? Aber ihr seid doch tot! Die Nachricht hat sich noch gestern Nacht in der ganzen Stadt verbreitet!“

„Moment. Das ist wirklich die Prinzessin?“, warf Lis ein und zeigte auf sie.

„Diese Narben hat sonst keiner!“, bestätigte Varga.

„Eben. Deswegen wundert's mich ja.“

„Hast du etwa noch nie mit dem Feuer gespielt?“, fuhr Ozra den frechen Jungen an.

„Doch, aber ich wusste, dass es gefährlich ist.“ Varga schickte ihn zurück in den Palast und setzte sich mit Ozra auf einen Felsen. Sie streckten die Füße ins angenehm kalte Wasser, als Varga begann:

„Erzählt. Was ist gestern Nacht geschehen?“

„Prinz Xian hat versucht, mich umzubringen. Ich bin vom Balkon gestürzt und im Wäschekorb aufgewacht.“

„Du liebe Güte! So eine Scheußlichkeit hätte ich von ihm nie erwartet! Er muss euch zu Tode erschreckt haben.“

„Schon gut.“

„Lag es an... Hat er einen Grund genannt?“

„Er will das Königreich.“

„Das Reich? Dann wird er auch auf den Sultan losgehen! Wir müssen es ihm sagen!“

„Xian hat die Nomadenfürsten auf seiner Seite, und ich wette, dass sie für den Fall vor der Stadtmauer warten. Es könnte Krieg geben. Ihr müsst mich möglichst unauffällig zu meinem Vater bringen.“

„Das kriegen wir hin.“ Varga wickelte sie in ein braunes Laken, um ihre Narben zu bedecken. Jetzt sah sie aus wie die Küchenhilfen.

„Aus dem Weg, Jungs, ich bringe eine flüchtige Sklavin zurück“, verkündete Varga und schob Ozra durch den Wall aus Wachen. „Hat doch echt versucht, beim Waschen abzuhaue, das Luder!“ Unter missbilligenden Blicken verschiedener Dienstboten und Soldaten ließ sie sich in die Küche bringen, wo der Küchenchef Varga schon erwartete:

„Da bist du ja endlich! Wir brauchen dringend jemanden, der dieses Obst bei der Besprechung des Sultans serviert.“

„Das geht jetzt nicht, ich muss diese flüchtige Sklavin bestrafen.“

„Herr Xian wartet schon, macht schnell!“ Er drückte ihnen Silbertablets in die Hände und wandte sich seinen Hilfsköchen zu. Als Ozra die seidenen Vorhänge zur Seite schob, überkam sie wieder das Gefühl der Fremdheit. Sie hatte den Palast als tote Prinzessin verlassen und war als Leibeigene zurückgekehrt. Eigentlich war sie doch noch dieselbe unter der improvisierten Hülle, wieso glaubte ihre Seele, wiedergeboren zu sein?

Ihre Gedanken wurden von einer bekannten Stimme unterbrochen:

„Ihr müsst der Tatsache ins Auge sehen! Sie ist tot! Eure Trauer kann sie nicht zurückbringen. Ihr habt für ein Reich zu sorgen, Sultan, für seine Gegenwart und Zukunft. Ohne würdigen Schutz werden dreckige Vandalen in Kalouziya einfallen, wie die aus Megasoma. Also unterschreibt diesen Vertrag.“

„Ich wiederhole mich ungern, aber ich halte diese Entscheidung für verfrüht.“ Der Sultan saß mit dem Rücken zu Ozra am Boden, gegenüber vom Prinzen.

„Es ist die einzig logische Entscheidung!“ Xian warf pathetisch die Fäuste in die Luft.

„Ich könnte es mir nicht verzeihen, euch auch zu verlieren, versteht ihr?“

„Ich habe noch nicht vor zu sterben.“

„In dieser unbeständigen Welt vermag niemand, seinen Tod vorauszusehen.“ Varga und Ozra stellten leise die Platten zwischen die beiden. Da beschloss der Sultan:

„Ihr habt Recht. Es blutet mir zwar in der Seele, aber ich vertraue euch, dass ihr Kalouziya würdig leiten werdet.“ Er kratzte mit seiner Feder über das Pergament und stempelte ein Siegel darunter.

„Vater, nein!“, rief Ozra und riss sich den Schleier runter. „Ich lebe noch, seht ihr?“

„Das ist unmöglich“, schluckte Xian. Der Sultan, der soeben seinen Becher geleert hatte, schluckte ebenfalls, aber seine Kehle schien plötzlich anzuschwellen, sodass er keine Luft mehr bekam. Hustend ging er zu Boden, mit jedem Röcheln nahm sein Gesicht an Röte zu. Ozra und Varga versuchten, ihn aufzurichten. Da hatte er schon seinen letzten Atemzug getan.

„Ihr seid ein Monster!“, stieß die Prinzessin unter dem Wasserfall ihrer Tränen hervor.

„Ihr habt ihn vergiftet!“

„Beruhigt euch. Niemand hat so etwas behauptet. Er war alt. Die Götter haben ihn zu sich geholt.“

„Euer Schwiegervater ist gestorben und ihr zeigt nicht das geringste Gefühl. Wenn hier nicht etwas absolut falsch läuft, soll mich sofort ein Blitz erschlagen!“ Nichts passierte.

„Das beweist gar nichts. Blitze schlagen nicht in Innenräumen ein. Und dieser Vertrag besagt, dass ich ab sofort legaler Thronerbe bin.“ Xian rief die Wachen.

„Werft sie in den Kerker, bis ich entscheide, was ich mit ihr machen soll.“

Vollständig entmachtete fiel sie in die starken Arme der Wachen. Sie bekam nicht mehr wirklich mit, dass sie die schmutzigen Treppen hinunter schleiften, dass die Luft mit jeder Stufe kühler und fauliger wurde, wie in einem Grab. Graue, raue Mauern verdunkelten das Tageslicht, die Wachen bliesen nach Fisch stinkende Atemwolken in ihre Ohren. Vor einer massiven Tür nahmen sie sich Fackeln und zündeten sie an. Ozra sah absolut nichts hinter dieser Grenze zwischen Macht und

Ohnmacht, Leben und Tod, doch die Wachen schienen sich blind zurechtzufinden. Einer klimperte mit seinen Schlüsseln und öffnete eine quietschende Gittertür. Der andere schubste Ozra ruppig hinein.

„He! Ich bin immer noch eine Dame!“ Ihre Beschwerde wurde von einer Mischung aus Staub, Stroh, Rattenkot und Dunkelheit erstickt. Die Wachen lachten über ihre Versuche, das Gitter ihrer Zelle zu finden.

Dann entfernten sich die Fackeln und ließen sie allein zurück, damit sie mit der Finsternis verschmolz. So fühlte es sich an. Sie hatte versagt, die Macht war ihr mit dem Leben ihres Vaters entglitten. War das das Ende ihrer Geschichte?

2. Dimensionswechsel

Mit dem Fragezeichen stellte sich auch mir die Frage, wie es weitergehen sollte. Es war, als hätte das erste Kapitel sich selbst geschrieben. Ich scrollte an das Ende des Dokuments und fügte ein paar Ideen für den weiteren Verlauf hinzu. Da piepte die Kaffeemaschine. Ich stand auf und setzte mich mit einem dampfenden Cappuccino zurück an den Computer. Ich trank ein paar Schlucke und grübelte über das zweite Kapitel nach.

Plötzlich überkamen mich Erschöpfung und Kopfschmerzen. Die Leidenschaft steckte nicht mehr in mir, sondern im Computer.

„Es wäre von Vorteil, wenn sich die Geschichte selbst schreiben würde“, plapperte ich vor mich hin, schmunzelte über diesen Gedanken und verschüttete versehentlich Kaffee über der Tastatur. Diese Kombination von Wort und Tat löste einen magischen Moment aus. Plötzlich füllte eine ganze Welt mein Zimmer aus. Im Kurzschluss flogen Funken aus der Tastatur, zuerst in alle Richtungen, dann vereinten sie sich direkt vor meinen Augen in ein Portal aus weißem Licht, in dem kurz das Bild eines orientalischen Palastes aufflackerte, doch es wich einem größeren Licht, das sich wie eine Hülle um meinen Körper stülpte und mich abrupt nach vorne riss. Danach stürzte ich in einen türkisblauen See.

Es entbehrte jeder Logik, dass ich mich im freien Fall aus geschätzten dreißig Metern Höhe befand. Ich musste halluzinieren! Warum fühlte es sich dann so echt an? Ich zwickte mir in den Arm. Ich fiel immer noch. Da der See unaufhaltsam näher kam, tat ich das einzig Richtige: ich brachte mich mit dem Kopf nach unten in eine kerzengerade Position. Ein Freund von mir, ein Hobby-Turmspringer, scherzte gerne: „Im Falle eines Falles ist richtig fallen alles.“ Lauwarmes Wasser erstickte meinen Schrei. Ich holte mir eine Beule, als ich mit dem Kopf auf dem Grund aufschlug. Nachdem ich keuchend aufgetaucht war, rannten mir drei Ritter entgegen. Ich glaubte zumindest, dass es Ritter waren, denn sie trugen scheppernde Rüstungen und Hellebarden. Offenbar beschützten sie den Burgkomplex, dessen weiße Mauern sich zwei Meter hoch um den See und einen prächtigen Garten schlossen.

Ich fragte die Ritter:

„Wo bin ich?“

„Im Palast des Sultans von Kalouziya.“

„In welchem Land?“

„Das sagte ich gerade.“ Er wiederholte es.

„Dieses Land gibt es nicht“, stellte ich verwirrt fest.

„Hör mal, Eindringling“, unterbrach uns der zweite Ritter, „wir mögen es nicht, für dumm verkauft zu werden, erst recht nicht von Leuten, die unerlaubt in den Palastgarten einbrechen und im Koi-Teich schwimmen.“ Da fielen mir die Zierkarpfen auf. Ich hatte keine Gelegenheit, sie länger zu betrachten, da mich die Ritter aus dem See hoben und mich vor sich auf die Knie warfen. Sie legten ihre Hellebarden auf meine Schultern, damit ich nicht aufstand. Trockene Hitze wehte mir entgegen, die nasse Kleidung kühlte angenehm. Die Waffen auf meinen Schultern kühlten unangenehm.

„Rede, Eindringling“, befahl der zweite, „wer bist du und was hast du im Koi-Teich zu suchen?“

„Ich heiße Fabian und komme aus München. Momentan bewerbe ich mich als Journalist bei Kunstmagazinen.“

„So, *Fabian*.“ Er sprach meinen Namen gedehnt und verächtlich aus. „Ich weiß nicht, wo München liegt oder was ein *Schornalist* macht, also antworte bitte in unserer Sprache.“

„Hab‘ ich doch!“

„Seht euch seine Kleider an!“ Der dritte Ritter befühlte meine tropfenden Jeans.

„Dieser ungewöhnliche Stoff deutet auf ein wohlhabendes Leben in einem gemäßigten Klima hin. Vielleicht stammt er aus Megasoma.“ Megasoma? Noch ein Land, das ich nicht kannte. Aber führten Halluzinationen einen nicht immer dorthin, wo man nicht hinwollte? Wie ungerecht, dass mein eigenes Unterbewusstsein sich gegen mich verschwor! Ich musste mich wehren!

„Werfen wir ihn in den Kerker. Wir melden es Prinz Xian.“ Wieder ergriffen sie mich an den Armen und zerrten mich in ein Nebengebäude des Palastes. Ich versuchte, mich frei zu strampeln. Wenn das hier meine Vision war, sollte sie wenigstens nach meinem Willen laufen!

Es lief nach ihrem Willen. Ich landete in einer Finsternis, die Darth Vader Ehre gemacht hätte. Ein rostiges Gittertor trennte meine Finsternis von der der Ritter. Dann verschwanden ihre Fackeln, als wären sie nie da gewesen. Als wäre das nicht schon gruselig genug, hörte ich eine Frauenstimme aus dem Nichts hinter mir:

„Wer seid ihr?“ Ich spulte meine Vorstellung ab, dieselbe wie bei den Rittern.

„Also ein Spion. Wie ist es in Megasoma?“

„Zum letzten Mal, ich komme nicht aus Megasoma, sondern aus Deutschland.“

„So nennt ihr es also in der Landessprache“, stellte die Frauenstimme fest und versuchte vergeblich, die harten Konsonanten auszusprechen. Ich lehnte mich an die Mauer neben sie. Die Frau sprach im düsteren Ton weiter: „Ich habe Kalouziya nie verlassen. Mein Vater ließ mich immer hier zurück, um mich zu beschützen, wie er sagte. Jetzt ist er tot. Sich selbst konnte er nicht beschützen.“ Ihre Stimme klang belegt. „Er hat alles für unser Land getan! Und nun hat ein Tyrann seinen Platz eingenommen! Ihn eiskalt vergiftet!“ Sie schluchzte und sank nach unten. „Womit hat er das verdient?“

„Das weiß ich nicht, aber es tut mir von Herzen leid.“ Ich setzte mich zu ihr und legte tröstend den Arm um sie.

„Ich war gestern noch die Prinzessin von Kalouziya, könnt ihr euch das vorstellen? Wie man an einem Tag so tief sinken kann!“

„Und ich war gestern noch in Deutschland. Erstaunlich, wie schnell man in einer so unlogischen Wahnvorstellung versinken kann.“

„Glaubst du etwa, dass du träumst?“

„Ja!“ Normalerweise wachte ich auf, wenn diese Erkenntnis gefallen war. Aber die hatte ich seit Beginn des Traums, und ich erinnerte mich nie an den Beginn eines Traums. Meine Gedanken verknöteten sich und gaben mir Rätsel auf.

„Gestern trug ich Gold und heute vergammle ich mit einem Verrückten im Kerker!“, zischte sie vor sich hin. „He, Wachen!“, brüllte sie, „holt mich sofort hier raus! Ich bin unschuldig, verdammt!“ Im flehenden Ton ergänzte sie:

„Bitte, ich werde euch auch nicht exekutieren.“ Dann sank sie wieder neben mich.

„Das macht doch alles keinen Sinn. Siehst du, jetzt werde ich auch schon verrückt.“

Und wir schwiegen uns an. Ob in meiner Welt bereits die Nacht angebrochen war?

Das ergäbe zumindest einen logischen Zusammenhang zu der Nacht in meiner Halluzination. *Doch was verbindet Dunkelheit und Wahnsinn? Warum steckt die Nacht auch in Umnachtung? Vermutlich ist sie nicht das Natürliche des Menschen. In jedem von uns leuchtet ein ewiges Licht, sodass wir eigentlich alle Kinder des Lichts sind. Aber gilt das auch für Kriminelle?*

Ich musste an dieser Stelle kurz eingenickt sein, denn ich erwachte, als jemand laut mit den Schlüsseln klimperte.

„Zeit für das Verhö-ör“, sang ein Tenor. Unsichtbare Männer hoben mich auf und schoben mich in eine Folterkammer, die hell mit Fackeln ausgeleuchtet war, denn der Verurteilte sollte sein Urteil kommen sehen. Sie banden mich an einen Pfahl, zogen mein T-Shirt aus, raschelten und klapperten hinter mir, als sortierten sie Besteck. Dann knallte es, in der Luft und auf meinem entblößten Rücken. Der Schmerz entlockte mir einen Fluch. Der Tenor baute sich vor mir auf und spuckte:

„Rede, Fremder! Wer hat dich geschickt?“

„Niemand! Ich weiß selber nicht, wie ich hergekommen bin.“ Wie schaffte es die Vision, mich derart leiden zu lassen? Hatte mich der Kurzschluss meines Laptops in die Hölle entrückt?

„Stell dich nicht dümmer, als du bist! Wir wissen, was du vorhast!“

„Dann sagt es mir doch.“

„Nicht frech werden“, warnte der Mann hinter mir und schlug erneut zu.

„Hat dich der König von Megasoma geschickt?“

„Den kenne ich nicht mal!“

„Du hast zugegeben, du seist Schornalist. Was macht so einer?“ Ich gab ihnen die einfachste Erklärung:

„Er untersucht Leute oder Sachen und schreibt Artikel über sie.“

„Aha!“ Ein weiterer Peitschenhieb. Ich badete in Körperflüssigkeiten, in Blut, Schweiß und Tränen. Ich war ein rohes Stück Fleisch, das einen Feuerwerkskörper aus Wut und Angst verschluckt hatte.

„Du schaufelst dir dein Grab, du Hund, denn du hast deinen Auftrag bekannt gegeben, einen Bericht über die Schwachstellen unseres Militärs schreiben. Plant

der König von Megasoma einen Angriff auf uns?“

„Weiß ich doch nicht!“ Knall!

„Wann wird er angreifen? Mit wie viel Mann?“

„Er greift nicht an!“, weinte ich.

„Weil dein Bericht noch nicht vorliegt. Und das wird er niemals, denn du wirst Kalouziya höchstens in einem Sarg verlassen!“ Eine Serie von Peitschenhieben ging auf mich nieder, bis ich nur noch Schmerz war, Durst und Blut. Während ich unter den Hieben langsam zu Boden glitt, fiel mir das Blut meiner Vorgänger auf. Ich kniete darin wie in einer getrockneten Pfütze aus dem Schmerz tausender unschuldig Gefolterter.

„Führst du Waffen mit dir?“

„Nein, hab ihn durchsucht“, antwortete der Folterknecht für mich.

„Dir könnte was entgangen sein, zum Beispiel eine Phiole mit Gift. Also, Fremder: Schmiedest du ein Mordkomplott gegen den Sultan? Hast du dich in den Palast geschlichen, ihn vergiftet und bist auf deiner Flucht in den See gefallen?“

„Nein!“ Der Knall riss meine Haut in Fetzen vom Rücken. Ich schmolz zu einer Blutpfütze.

„Du stellst dich tapfer, das muss man dir lassen. Willst wohl die Verschwörung mit ins Grab nehmen. Dabei helfen wir dir.“ Der Folterknecht legte die Peitsche nieder. Unzählige kleine Herzen pulsierten auf meinem Rücken und pressten warmes Blut hinaus. Minutenlang nestelten die Wachen in meinem Schatten herum, dann übergossen sie mich mit merkwürdig riechendem Öl. Es brannte unerträglich in meinen Wunden. Ich schrie wie eine Horde wilder Tiere.

„Servierrt ihr mich den wilden Tieren als Dessert?“, hörte ich mich heulen.

„Nein. Dem Feuer!“ Er hielt die Fackel an meinen Körper. Sogleich brannte ich selbst wie eine menschliche Fackel. *Das war kein Öl*, durchfuhr es mich, *das war Petroleum!*

Mein Körper zerfiel zu Asche, während mein Geist in das berühmte Licht am Ende des Tunnels lief. Die Wachen schrien mir letzte Fragen entgegen, damit ich eine nicht existente Verschwörung zugab. Als das Feuer meine Kleider abgefressen hatte, war ich tot. Zumindest in meiner Vision.

Auf einmal materialisierte ich mich in einer strahlenden Zwischenwelt, die Ähnlichkeit mit dem Palastgarten hatte. Und vor mir gebar das Licht einen Sonnenstrahl, der auf mich zukam und in einer sanften Frauenstimme hauchte:

„Willkommen, mein Schöpfer.“ Verwirrt öffnete ich den Mund, um tausend Sachen gleichzeitig zu sagen, und brachte keine davon heraus. Die Gestalt konkretisierte:

„Ich bin die Geschichte, die du geschrieben hast. Deine Worte und der Kurzschluss haben mich zum Leben erweckt. Ich danke dir.“

„Was wird das? Eine Vision in der Vision? Wie komme ich hier wieder raus?“

„Bringe sie zu Ende. Darum habe ich dich zu mir geholt. Siehe, ich gebe dir die Macht, mich zu verändern. Du kannst Aspekte meiner Wirklichkeit zerstören oder erschaffen. Drei Faktoren beeinflussen die Intensität deiner Macht: die Zahl deiner Anhänger, der freie Wille des Individuums -sofern er stark genug ist- und die grobe Verlaufslinie, die du in deinen letzten Notizen bestimmt hast.“

„Was bedeutet das?“

„Ich verleihe dir die Macht der Worte. Wie sie arbeitet, wirst du selbst herausfinden.“

Ich erwachte in der Folterkammer, meine Gedanken beherrscht von unzähligen Fragen: War die Vision real? Erlebte ich den Traum jedes Schriftstellers, seinen Figuren persönlich zu begegnen und in ihrer Welt zu wandeln? Und wer war dieses Licht, das behauptete, die Geschichte selbst zu sein? Hatte ich eine Göttin erschaffen, die mich soeben neu erschaffen hatte? Das betrachtete ich als unmöglich, insofern, dass die Geschichte ein Objekt war und nicht plötzlich zum Subjekt werden konnte, es sei denn, ein anderes Subjekt machte sie dazu. Wo verliefen die Grenzen zwischen dem unterworfenen Objekt und dem unterwerfenden Subjekt? Gab es sie überhaupt? Ich begann zu verstehen, dass ich, als der Kaffee mit der Tastatur in Berührung kam, durch meine Worte diese Grenze überschritten hatte. Zusammen mit dem Objekt, das nun mich unterwerfen würde.

Als sei ich selbst kurz Licht gewesen, leuchteten letzte Flämmchen über meinen Körper. Ich trug Römersandalen und ein weißes Gewand. Die Wunden auf meinem Rücken verheilten in Rekordgeschwindigkeit, wie beim Vorspulen eines Films.

„Das ist unmöglich“, staunte der Folterknecht, „er hat das Feuer ausgemacht.“ Nach einer ehrfürchtigen Pause beschloss der Tenor:

„Holen wir mehr Petroleum.“ Weil sie den schweren Krug nur zusammen heben konnten, schlossen sie mich in der Folterkammer ein.

So wie ich die Geschichte verstanden hatte, lebte ich jetzt in ihr und hatte gewissermaßen Superkräfte, wenn ich sprach. Während ich über Wie und Warum nachdachte, rüttelten meine Hände schon an der Tür. Sie ging auf. Die Wachen hatten sie aus lauter Eile nicht richtig abgeschlossen! Ich schlich hinaus in den Gang und sprach zu dem Tor, das mich von meiner Mitgefangenen trennte:

„Sesam, öffne dich.“

„Fremder?“, murmelte die Frau müde.

„Ich heiße Fabian.“ Die Tür flog quietschend auf. Ich fühlte mich großartig, als ich die Frau durch den Palast führte. Wirklich in dieser Welt zu sein war etwas viel Eindrucksvolleres, als sie nur auf dem Computer zu sehen. Als sei eine Macht in mich gereist, habe die Welt herausgeholt und mich hineingesetzt. So kompliziert das auch klang, so schön erschien mir jeder Backstein, den wir passierten, jeder Widerhall unserer Schritte. Mit jedem Meter geriet ich in Ekstase darüber, dass aus meiner bloßen Vorstellung eine ganze Welt entstanden war, die ich anfassen konnte! Die Frau aus der Zelle stellte sich vor:

„Ich heiße übrigens Ozra.“

„Also ist es wahr. Ich renne mit der Prinzessin eines Landes, das ich erfunden habe, durch einen Palast, den ich erfunden habe.“ Es auszusprechen holte die Leidenschaft zurück, die vor dem Kurzschluss erloschen war.

„Bist du der Architekt?“

„Sozusagen.“

„Dann weißt du hoffentlich, dass wir in die falsche Richtung gehen.“ Ich stoppte abrupt. „Da rein!“ Sie huschte in die Nachbarzelle und packte mich am Arm. Sie kugelte mir fast die Schulter aus, um mich zu sich hinter eine Säule zu ziehen. Die